

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 47

Artikel: Delosea
Autor: Aellen, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

locht“ — wie man sich ausdrückte. — Es glaubte jedoch keiner ernstlich an die Geschichte und so stellte auch niemand den Förster zur Rede. Er selber hat nie wieder von seiner Tochter gesprochen, die ihm nicht hatte helfen wollen, von der Lore ins Dorf hinabzusteigen. Noch etwas finsterner als sonst, durch den Schlag noch härter geworden, verfolgte er wortfarg seinen Plan.

Was Adeli gewollt, hat sie erreicht: sie hat sich von der Häßlichkeit der Welt erlöst und ihre Schönheit und Jugend bis zum heutigen Tag bewahrt. Was ein Künstler mit seinen Gesichtern tut, das hat sie an sich vollbracht. Es sind nun mehr als dreißig Jahre seit jenem Jugendfest dahingegangen, die kleinen Kinderhände, die sich Adeli entgegenstreckten, sind derbe Bauernfäuste geworden, und die damals so glänzenden Kinderaugen sitzen jetzt in scharfkantigen, härtigen Gesichtern. Aber diese Augen haben das liebliche Bild der Jugendkönigin festgehalten, und manchmal, wenn die Bauern beim Wein sitzen, an der Kirchweih, am Erntesonntag, am Berchtoldstage, und von der Vergangenheit und der Jugend plaudern, da sagt wohl einer zu den andern: „Wißt ihr noch, an der Schulhausweihe, war das eine Pracht! So etwas bringen die Jungen nicht mehr zustande. Und die Jugendkönigin, Heini-Toggels Adeli, ich seh' sie mein Lebtag über die Brücke reiten. So etwas gibt's nimmer.“

Und alle sehen sie mit ihm wie eine Fee und Königin durch die Dorfstraße schweben, in weißem Gewand, eine Krone auf dem dunkeln Haar und den goldumwundenen Stab in der Hand. Daß sie verschwand, erscheint ihnen jetzt ganz natürlich und beschäftigt sie nicht mehr; etwas so Märchenhaftes war ja nicht für Schönaug geschaffen und mußte vergehen wie eine Rose oder ein süßer Traum, wie alles Liebliche auf Erden.

Vor einem spricht man den Namen der Jugendkönigin nie aus, denn man weiß, er sinnt oft genug an sie. Es ist der Schmied, der Tod, wie man ihn seit dem Jugendfest nennt. Er hat die Wagnerstochter geheiratet, hat eine Schar Kinder, die alle seine dunkeln Augen geerbt haben, tut auch redlich seine Arbeit und ist darum geachtet. Aber zuweilen, besonders wenn die Bäume im Blust stehen und der erste Donnerschlag durch die Frühlingsnacht rollt, wird es offenbar, daß es in seinem Kopf nicht ganz geheuer ist. Da duldet es ihn nicht mehr in der Kammer, er steigt in die Schmiede hinab, glüht ein Eisen in der Esse und schlägt dann so grimmig drauf los, daß das ganze Dorf erwacht und mit dem Ambos erzittert. Da sagt etwa ein Nachbar am Morgen zum andern: „Der Schmied hat wieder einmal seiner Königin gepocht, der schmiedet lang am gleichen Stück Eisen.“ (Ende.)

Delosea. Das Erlebnis der Kleist-Insel.

Skizze von Hermann Aellen. (Zum 125. Todestag des Dichters am 21. November 1936.)

Mit süßen Augen, rosigen Wangen und Blütenknospen in liebenden Händen war ein erster Maitag aus des Himmels Bläue auf die grünende Erde niedergestiegen, segnete mit großer, unendlicher Güte das Land, wo er nur hinkam, und schüttete, ein seliger Verschwenker, seine blühenden Wun-

der in die Welt. Indessen war doch erst Wärme und Leben, Liebe und Farbe, als auch noch die Sonne über die Berge trat, mit ihrer Strahlenkrone die Nacht zum Tag zu wenden. Ueber den Eis- und Schneewall der Berner Alpen kühne Brücken spannend, traf sie auch auf die grüne Einsamkeit der Delosea-Insel zu Thun, drang ohne Besinnen in die Scheiben des breitfrontig in ihrem Licht stehenden Häuschens und brannte lange ihre heiße Leidenschaft in tiefe Stuben, ließ, als sie längst wieder gewandert, von ihrer Wärme zurück und lächelte noch wie eine Ahnende über die glückhafte Insel hinweg. Beifall nidte ein Blütenzweig, dem die Knospen in diesem Feiertagsaugenblick gesprungen, aber kühlend schon strich ein Windzug sanft über Baum, Haus und Wasser, das plaudernd an die Ufer stieg.

Nicht über lange nahten der Insel Menschen in schwankendem Rahn, den von Thun herüber der Fischer Gatschet trieb. Der Kiel des Bootes stieß auf Kiesel, da entstieg ihm ein Träumer und Poet, Heinrich von Kleist; den Einsamkeits- und Friedenssucher hatte die Flut des Lebens ans helle Gestade hergetragen.

„Willkommen bei uns!“ grüßte am Hause auch schon Mädeli, das Mädchen des Fischers, und streckte dem Gaste treuherzig die Hand hin, um schüchtern und schier entschuldigend hinzuzufügen: „Wenn es nur dem Herrn Leutnant bei uns gefällt. Es ist halt alles so einfach bei uns auf dem Lande, aber sauber dafür.“

„Selle Köpfe, ein sauberes Häuschen — ich suche nichts anderes“, gab der Dichter wie ein Enttäuschter zurück und schritt in die Stube und ans Fenster, das auf den See und die fernen Berge hinausging. Stand da und staunte, und achtete es nicht, daß Mädeli immer noch an der Türe seinen Befehlen lauschte, wandte sich erst, als Vater Gatschet nach der Tochter rief, und sah nun auch, wie ein anderes Willkommen herrlich auf dem Tische den Fremdling grüßte, Bergblumen, frisch für ihn an jähem Hang gepflückt.

„Der Kaffee wäre gekocht, wenn der Herr Leutnant jetzt vielleicht essen möchte“, brach nun doch Mädeli das erstaunte Schweigen.

„Ach ja, der Kaffee!“ Der Dichter lächelte schmerzlich. „Ich wähnte zu träumen auf einem fernen, hellen Stern und lebe doch immer noch auf der dunklen Erde. Der Kaffee, also der Kaffee und der arme Magen erinnern mich daran ...“

Mädeli trug auf: dampfenden Kaffee, würzigen Bergkäse, einen halben Laib groß köstlich frisches Bauernbrot, einen Ballen herrlich süße Butter, ei wahrhaftig!

Der Dichter staunte von neuem, kostete zögernd, schwieg.

„Sie müssen essen, Herr Leutnant, das hält Leib und Seele zusammen, meint mein Vater immer“, ermunterte Mädeli, und als der Stumme immer noch nicht so recht zugreifen wollte, hieb sie selber wader in Butter und Brot, häufte ihm den Teller und lachte aus schalkhaften Augen und sah dem Glücküberraschten mit warmer Freundlichkeit gegenüber.

*

Gedanken flogen da dem Dichter herzu, wie weiße Tauben aus seligen Gefilden: auf einer einsamen Insel bist du, o welches Labsal für ein ruheloses Herz; hohe Berge ragen bis an den Himmel, welch stolzes Beginnen, und wie unerschütterlich sind sie! Sonne im Zimmer, brennende Leidenschaft gefangen und sich lauter spiegelnd in Fenstern, Wind in Bäumen, des Lebens singender Rhythmus, Menschen um mich, die nichts denken, nur leben und auch nicht betrügen, und ich habe dieses Glück gepachtet für einmal, bin endlich Mensch unter Menschen! Und kann arbeiten, losgelöst von den Schlingen der boshaften Welt, frei, mir selber zurückgegeben, mir und meinem Dichtertraum, höchstem Wollen endlich geschenkt! Und nun will ich arbeiten, bis die Sterne um meinen Namen tanzen und ihn

in das Weltall täglich neu hinausprühen: Heinrich von Kleist!

Wie leuchtend glitt doch solch eine Gedankenfette durch die Finger! Sieg ist schon, wenn man sich kräftig fühlt.

Und siehe, nun endlich aß und trank der Dichter, der munteren Köchin zu Gefallen.

„Sicher werden wir uns noch aneinander gut gewöhnen“, lobte sie seinen Gehorsam da und dachte nochmals: wußt' ich doch, daß gutes Essen nur Leib und Seele hält zusammen. Er ist so traurig, wie Dichter sind; so muß ich ihm die schlaue Köchin sein und mit meiner frohen Laune ihm die Speisen würzen. Es ist ein gutes Amt.

Glückselige Wochen ungetrübter Schöpferfreude folgten. Was er jahrelang in Fiebern nur erträumt, strömte heiter ihm nun in die Feder; wie aus angebohrten Quellen rauschten die Wasser und befruchteten das lange schon bereite Saatsfeld. Und siehe, nun lächelte selbst ein Chafelpeare Beifall dem Nachfahr und Dichter gnädig zu. In wenig Monden erstanden vier gewaltige Schicksalsdramen, vorab „Die Familie Schroffenstein“; der „Robert Guiscard“ ward begonnen, und das heitere Spiel vom „Zerbrochenen Krug“ spukte seit der Berner Wette in seinem Kopfe. — Um ihn verankert die Welt der Tiefe, er sah nur noch Höhen, Berge und Weiten, hörte nur noch Stimmen von Geistern, die ihm riefen und in lichten Schleiern ihm um die Sinne tanzten. Mädli sorgte für sein Menschliches, während seine Seele flügelbeschwung durch freie Räume flog. Es war erste, heiße Schöpferfreude, beginnend schon früh am Morgen, grad wie beim Fischer Gatschet, der auch schon in der Frühe seine Netze auswarf und abends im letzten Taglicht einzog, sodann zappelnde Ernte rasch zu halten. Zuweilen zog der Dichter mit den Fischersleuten hinaus auf den See, und jeden Sonntag führte er Mädli in blühsauberer Bernertracht im Boote hin zur Kirche und zurück, als wäre es seine Braut. Und eines warmen Sommerabends, als er noch rund um die Insel rudern ging, erschrak er tief und flüchtete sich hinter einen Erlensbusch vor Mädli und ihrer Schwester, die in der kleinen Bucht sich badend und plaudernd noch ergingen. Er lauschte ihrem Frohmut und erlabte sich an ihrem frischen, ungezierten Mädchentum, das wissend von seligen Dingen und vom Liebsten sprach. Da ging er hin ins Haus und schrieb in jauchzenden Freuden das feste Versdñßl vom eingebildeten „Schreden im Bade“.

Wie Fischlein in der klaren Flut aufhüpfen und sich gutgelaunt ergötzen, so sprangen ihm in dieser Nacht die tollsten Bilder zu. Noch niemals war solch unbeschwerter Freude und solch ein jubelnd Lebensgefühl in ihm gewesen; denn vordem hinderten zentnerschwer des Gedankens üble Steingewichte ihn an den Flugversuchen ins Reich Apolls, des Schönen. Als aber der Morgen graute, wußte er um neues, schmerzliches Erkennen: zum lebendigen Leben fehlte ihm nun noch das liebe Weib; die große Tat zu tun, war er daran, und auch das grüne Häuschen bot ihm wärmend Schutz. Ein halbes Leben nur schien ihm dies Dasein, und die Hölle sandte ihm dazu die armen Halbtalente. Um dieses wissend schrieb er Minchen*), seiner vielgeliebten Braut, den letzten heißen Hilferuf des Suchers aus tausend Mängeln: Komm', Liebe, Gute, vollende Du mein Glück und sei die Wärme mir in meinem Kämpferleben um den Lorbeer, der nicht schattet meine Stirne, sondern sticht, wenn Du ihn nicht mit Liebe hütest und meine Seele nicht mit Deiner Augen Güte froh erhellst. Dann aber bin ich frei, unendlich frei, und kann die höchsten Flüge froh aus sicherem Horst zum Parnas lenken! O komm', Geliebte, komm', errette mich ganz, da ich sonst ertrinke in diesem Chaos wild sich streitender Gefühle! Sage nicht, ich sei ein Armer, Verblendeter, ein Narr, der betören will und selber betrogen wird von einem Gaukelspiel erregter Sinne. Die

Stadt, das Amt, Adel, Reichtum sagt mir nichts, ich tauche froh doch solche Eitelkeiten, selbst den Ruhm und alles Wissen dieser Erde gegen Dein Lächeln und fraulich Walten in meinem Schöpfertag. Ich weiß, daß nur die Stille und die Wärme eines eigenen Herdes im Grünen die große Tat gebiert. Nichts ist mir heiliger, als die alte Lebensweisheit eines Persiermagiers, der spricht: Ein Mensch ist dann der Gottheit wohlgefällig, wenn er ein Feld bebaut, einen Baum pflanzt und sich ein liebend Weib gewinnt, auf daß das Leben ewig. Denn dieses ist wie ein Gottgebot, und wer so ein Naturgesetz nicht achtet, den trifft der Fluch, und er muß sich verzehren, ein ewig Gequälter in Feuern einer dunklen Welt. Du aber, mein Minchen, bist es, die mich vollendet, die mich krönt, Königin, Erlöserin! Ich harre Deiner, ich liebe, liebe, liebe Dich. Und Du bist doch nicht grausam! —

*

Auf dieses hin war es ein bänglich Warten und Erhoffen. Und der Dichter hoffte noch, dachte nicht, daß sein Glück nicht notwendig auch Sehnsuchtsbegriff der Geliebten sein müsse, sie, die wohlbehütet, in äußerem Wohlstand und friedlichem Gehaben aufgewachsen. Ging in seiner seligen Torheit darum hin an den Ufern des Sees, suchte nach dem Haus und Heim für die kommenden großen Tage des Lebens; denn nicht mehr pachten wollte er fortan sein Erden-glück, zum dauernden Besitz erwerben mußte man, was einmal zu erreichen doch erkannt war.

Bis die Schicksalsantwort kam, nützte der Dichter die Zeit, schrieb, verwarf wieder, kämpfte mit seinen Gestalten, litt mit ihnen, wenn sie litten, ein doppelt und grausam erlebtes Leben.

Nach solch einer Fiebernacht stürzte Kleist übernächtigt, bleich und wirr zu Mädli in die Küche. Er schluchzte wie ein Kind, das seine Mutter verloren, Tränen rannen ihm über die bleichen Wangen, und er lallte immer nur wie ein Irrer: „Nun ist sie gestorben!“

Erschreckt hielt das Mädchen in der Arbeit inne und wollte schon trösten, als sie fragte: „Aber, mein guter Herr Leutnant, wer wird Ihnen über Nacht gestorben sein? Sie sehen ja Gespenster!“

„Daß Sie es nicht ahnen können, o, ich Unglückseliger!“ entrang es sich ihm. „Meine arme, unschuldige Penthesilea*) ist mir soeben unter der Feder gestorben!“

Sie verstand ihn nicht sogleich, mußte nur, ob sie wollte oder nicht, eins herauslachen und spotten: „Welch komischer Name für ein Frauenzimmer! Sie träumten aber schwer heute Nacht, mein Herr, Pöffen, Narrenpöffen! Ha, ha, ha!“

Kleist stand starr, trodnete die Tränen ernüchtert und trat wortlos ins Freie und sah nun auch klar, daß in dieser Nacht ein erster Herbstreif über das Schöpferglück der Delosja-Insel gegangen. Lange stand er verloren am Ufer unter einer tief herabhängenden Trauerweide. Schon stiegen leichte Nebel aus den Wässern, und eine schmerzliche Düsternis lag in der Luft. Da flüchtete er sich unter einen alten Birnbaum, der, längst verblüht, reifende Früchte zeigte. Aber daneben spann des greisen Baumes Schicksal graue Fäden um Früchte und Zweige und widelte sein gebendes Leben in ein unentwirrbares Netz.

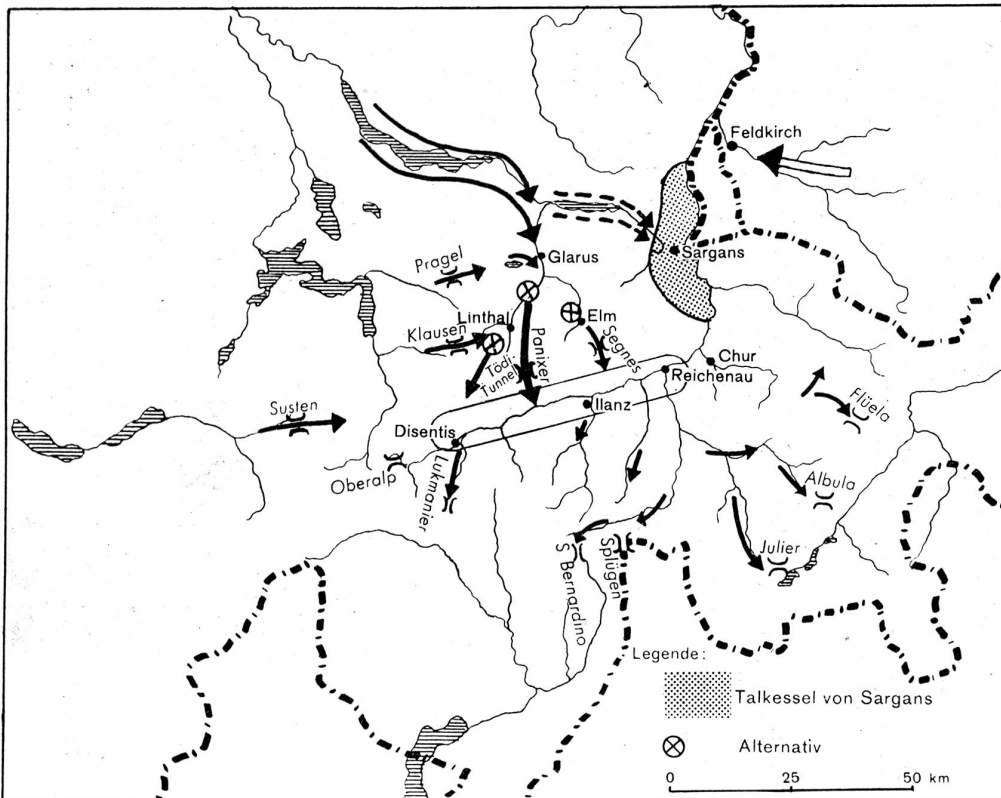
... Der Dichter sann und sann und wußte nun schmerz-lich, daß es auch für ihn kein Entrinnen mehr gab. Eigene Schuld und ererbtes Schicksal woben an seinem Leidentuch und legten sich sachte auf kaum ergrünte Hoffungsfaat. ...

*

Der feuchte, neblige Herbst war vollends aus den Wässern des Sees gestiegen. Die Sonne wärmte nicht mehr, nur die Blätter der Bäume glühten noch auf in roten Far-

*) Wilhelmine von Zenge.

*) Im gleichnamigen Trauerspiel Kleist's, das der Dichter vermutlich auf der Delosja-Insel begonnen, aber erst 1808 vollendet hat.



Das Projekt der Panixerstrasse. Eine militärische Notwendigkeit. (Klischee aus: „Neue Zürcher Zeitung“.)

ben, um sich im Sterben noch festlich zu schmücken. Im Hause saß der Dichter vor einem leeren Tische und bei stumpfer Feder. Im Kamine verkohlten Manuscripte von Dramen-Entwürfen. Aber es gab nicht einmal im Verglühen von soviel starkem Wollen eine rechte Wärme im Kamin.

Den Dichter fröstelte. Er dachte daran, wie er nun doch in die Stadt und ins Vaterland, vielleicht auch ins bürgerliche Amt zurückzukehren verdammt sei, erhob sich dann einmal noch zum hastigen Rundgang auf der Insel, irrte umher, um sich zu erwärmen, und erkannte, daß sein Einsamkeitstraum zu Ende geträumt, und er, von kühlen Wassern und unergründlichen Seetiefen umgeben, ein unrettbar Gefangener sei, ohne liebendes Weib, das bereit wäre, sich zu opfern an seiner Seite. „Verzichte!“ schien ihm der kühle Herbstwind in den Büschen der Insel zuzuraunen, „verzichte auf dein Dichten und Träumen, sei Bürger und Mensch, wie die anderen, dann ist dir besser, und dann wirst du auch das mögliche Glück dieser Erde erfahren.“

Dieses vernehmend, drohte der Dichter: „Soll ich auf meines Daseins göttlichen Zweck, die Menschen mit Gaben des schöpferischen Geistes erquiden zu dürfen, verzichten, dann verzichte ich auch mit Lustgefühlen auf das Leben selbst; denn alsdann kann ich doch wenigstens die Qualen verkürzen und in der selbstgewählten Todesstunde seiner Bosheit lachen!“

An diesem schmerzlichen Abend brachte der Fischer den erwarteten Brief. Ein Wissender, erbrach Kleist das schwere, schwarze Siegel, beinahe heiter. „Wie kannst du mir zumuten, das Leben einer Bauernfrau zu führen, mir, einer Wilhelmine von Zenge?“ hieß es da.

Er las nicht weiter, griff entschlossen zur verachteten Feder und schrieb die kurze, stolze Antwort des in seinen heiligsten Gefühlen verletzten und verschmähten Liebesuchers:

„Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“

Nachdem Heinrich von Kleist, enttäuscht und ins Herz getroffen, ein Edelwild, die Insel seines kurzen Schöpferglüdes verlassen, irrte er noch neun Jahre lang in der Welt, das opferwillige Weib seiner Sehnsucht suchend. Da fand er endlich die Frau, die sich nicht zum Leben, aber zum Tode mit ihm verband. Und jauchzend nahm er das Opfer aus ihren willigen Händen, das Pistol mit zwei todbringenden Kugeln. Freunde fanden die Liebenden erschossen, im Tode noch lächelnd, wie Philosophen, die glücklich vermeinen, um eine letzte und höchste Weisheit zu wissen.

*

Unter den Abschiedsbriefen, die der Dichter an alle Freunde im Leben hinterlassen und in denen er ergreifend um Verzeihung bat für allen Schmerz, den er im Leben, wenn auch absichtslos, bereitet, fand sich auch das Eingeständnis seiner schönen Seele: „Die Wahrheit ist,

daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“

Der Dichter starb, die Werke seines kurzen Inselglüdes leben und beglücken noch, und auch die Insel und das Haus im Grünen wird noch immer von Wassern kühl umspült und ist unruhgequält, wie damals, und wird es immer sein. Auch nennen sie die Insel heute Delosea noch, das heißt: aller wahren Dichter dunkles Schicksal ist die Not der Seele, die im großen Werke glüht, weil nur das Licht in tiefer Nacht sich hell entzündet und mächtig loht, in tiefer, tiefer Nacht.

Zum Bau der Sustenstrasse.

Die militärischen Notwendigkeiten, die sich aus der Bedrohung unserer Grenze durch die gegenwärtige politische



„In der Höll“. Blick talauswärts gegen „Bäregg“ (Hintergrund Gadmerrflöhe).

Lage in Mitteleuropa ergeben, in Verbindung mit den Notwendigkeiten der Krisenbekämpfung haben ein über 30 Jahre altes Straßenprojekt zur Reife gebracht. Es betrifft das